

„Ein ARMES THEATER ist in gewisser Weise ein GUTES THEATER“

Er ist ein schwedischer Bestseller-Autor, doch sein Herz schlägt in Afrika: Im Teatro Avenida in Maputo inszeniert **Henning Mankell** seit 20 Jahren seine Stücke. Weit weg von seiner Millionen-Leserschaft – ganz nah am Leben des Schwarzen Kontinents

VON MEIKE SCHNITZLER (TEXT) UND PETER DAMMANN (FOTOS)



Henning Mankell hat für Isabel und ihre Truppe eine Fortsetzung von Ibsens „Nora“ geschrieben. Auf die Bühne geht er selten, Mankell inszeniert aus dem Hintergrund und setzt auf die Darstellungskraft der Schauspielerinnen

Mit zusammengezogenen Augenbrauen wirft Graça da Silva, 39, einen Blick auf ihr Spiegelbild. Sie zupft am Ausschnitt ihrer Bluse, schlängelt sich aus der Enge des Umkleieraums und zündet sich zwischen Toilettenkabine und Bühnenaufgang eine Zigarette an. Rasch inhaliert sie und ruft: „Das geht so nicht! Wie soll ich eine Frau vom Land spielen mit so einem Dekolleté!“

Die Kostümbildnerin verspricht Abhilfe, jetzt ist keine Zeit mehr, Nadel und Faden herauszuholen. Sie ist schon froh, endlich einen Hut gefunden zu haben, den sie noch rasch mit der Sprühdose schwarz gefärbt hat. Den stülpt sich Isabel Jorge, 30, gerade auf, um links von der Bühne auf Position zu gehen. Yolanda Fumo, 32, legt ihr Handy weg und stellt sich auf der rechten Seite auf. Aus dem Zuschauerraum dringt gedämpft die Stimme von Henning Mankell: „Yolanda? Isabel? Graça?“ – „Ja“, tönt es aus den schwarzen Stoffbahnen der Kulisse, das Licht geht aus, Musik setzt ein – „Noras Töchter“ betreten die blau gestrichenen Bretter.

Generalprobe im Teatro Avenida. Im Scheinwerferlicht sirren Malaria-Mücken, tropische Feuchtigkeit hat die Farbe von der Wand gefressen, und ein leichter Brotgeruch hängt in der Luft. Durch die zum Hof geöffnete Tür drückt die Millionenstadt dem konzentrierten Spiel auf der Bühne ihre Geräuschkulisse auf: Autolärm, heulende Alarmanlagen. Draußen, das ist Maputo – zernagte Betonklötze und verfallende Art-déco-Häuser, die sich auf einem Hügel über dem Indischen Ozean zusammendrängen. Maputo, das ist die Hauptstadt von Mosambik, einer ehemaligen portugiesischen Kolonie und einem der ärmsten Länder Afrikas.

Maputos international bekanntester Bewohner sitzt zurückgelehnt in der hintersten Sitzreihe und lächelt, während er den drei Frauen zusieht, die gerade seine eigenen Worte zum Leben erwecken. Das blaue Hemd hat der 59-Jährige wegen der Schwüle weit geöffnet, er macht ein paar Notizen, lacht, wenn ein verbaler Schlagabtausch auf der Bühne besonders gelingt.

Das Teatro Avenida und den schwedischen Autor verbindet eine fast zwanzigjährige Liebe. Ein gemeinsamer Bekannter gab 1987 der Theaterdirektorin Manuela Soeiro den Tipp, Mankell einzuladen, um für ihre neu gegründete Theatergruppe

einen Workshop zu leiten. Mankell hatte bereits in Schweden als Theatermacher gearbeitet. In dem maroden Theatergebäude aus den 50er Jahren stand damals noch der Zuschauerraum unter Wasser, draußen auf dem Land wütete seit zehn Jahren ein Bürgerkrieg. Kein Ort, in den man sich verliebte. „Als ich diese talentierten Schauspieler sah, dachte ich mir: Es wäre ein wunderbares Abenteuer, mit ihnen zu arbeiten“, erinnert sich Mankell und kratzt selbstvergessen seine ergraute Brust unter dem offenen Hemd. „Heute kann ich bestätigen, dass ich Recht hatte.“ Das Abenteuer dauert an. „Unzählige Stücke“ hat Mankell für das Theater geschrieben und dort inszeniert. Maputo ist ihm zur zweiten Heimat geworden. Hier entstanden auch einige seiner Romane, die ihn in den 90er Jahren berühmt machten, „Der Chronist der Winde“ spielt in weiten Teilen im Teatro Avenida selbst.

Nervös wirkt er deshalb nicht. Vielmehr trägt der Schriftsteller beständig einen düsteren Ausdruck in sich gekehrter Konzentration im Gesicht, egal, ob er zu Fuß durch Maputos Verkehrschaos schreitet oder vor der Probe noch einen Kaffee trinkt.

Seine unnahbare Miene hellt sich nur auf, wenn er seinen Schauspielerinnen zusieht. Vor der Probe hat er mit ihnen auf mit schwedischem Singsang durchsetztem Portugiesisch gescherzt, sie ermahnt, genügend Wasser zu trinken, und Graça sogar Zigaretten hinter die Bühne gebracht, obwohl er als Ex-Raucher Tabak verabscheut.

Graça da Silva ist Gründungsmitglied der Theatergruppe, mit 19 Jahren wurde sie von Manuela Soeiro bei einer Laienaufführung entdeckt. Auch Yolanda und Isabel haben im Teenager-Alter angefangen, aber die lange Erfahrung hat sie zu Profis gemacht. Sie spielen afrikanische Stücke, haben aber

auch Schiller, Büchner, Brecht im Repertoire. „Noras Töchter“ hat Mankell speziell für sie geschrieben, die Figuren tragen ihre Vornamen. „Was nicht heißt, dass wir identisch mit diesen Bühnenfiguren sind“, sagt Graça. „Auch wenn in dem Stück Probleme angesprochen werden, mit denen wir als Frauen in Afrika durchaus zu kämpfen haben.“ Die Stücke im Teatro Avenida befassen sich mit Polygamie, Aids, Korruption. In einem Land, in dem knapp über

die Hälfte der Bevölkerung nicht lesen und schreiben kann, ein wichtiger Weg, Botschaften unters Volk zu bringen.

Das Stück ist eine afrikanische Fortsetzung von Henrik Ibsens „Nora oder ein Puppenheim“. Der norwegische Dramatiker des 19. Jahrhunderts ließ seine Heldin darin am Schluss ihre Familie verlassen, um ein selbstbestimmtes Leben zu führen. „Ibsen mag bei uns Geschichte sein, in Afrika ist er Realität“, sagt Henning Mankell. „Nora“ hat die Truppe in der letzten Saison auf die Bühne gebracht, Mankells Fortsetzung spielt im Mosambik von heute. Er lässt drei Schwestern als Erwachsene am Grab der Mutter zusammentreffen: Es entbrennt ein lebhaftes Gespräch über ihre Lebensentwürfe, die Sehnsucht nach Unabhängigkeit, die Trauer, die Mutter früh verloren zu haben.

Frauenfiguren faszinieren den Schriftsteller, „ich finde es interessant, aus der Sicht einer Frau zu schreiben“, sagt er. Zum Jubi-



„Noras Töchter“ – Yolanda, Graça und Isabel. Sie spielen drei Schwestern, die am Grab der Mutter Bilanz ziehen

Viel Zeit verbringt Mankell in Mosambik, jedoch unregelmäßig und mit schwankender Dauer. Die Wohnung in Maputo hat er aufgegeben. „Ich habe glücklicherweise ein billiges Hotel“, erklärt er, „suche aber gerade ein einfaches kleines Appartement.“ Keiner seiner afrikanischen Freunde soll sich von seiner Lebensweise befremdet fühlen, nur weil Mankell über die Jahre mit seinen Bestsellern Millionen verdient hat. Die restliche Zeit lebt Mankell in Schweden, gemeinsam mit seiner dritten Frau Eva Bergman, die ebenfalls Theaterregisseurin ist. Die Ferne Maputo und Göteborg ist für die beiden kein Problem: „Wir wussten, worauf wir uns einlassen“, sagt Mankell.

Mit ernstem Blick schaut er auf die Uhr. Die Zeit drängt: Erst seit zwölf Tagen probt er mit den Schauspielerinnen das von ihm geschriebene Stück „Noras Töchter“, und morgen ist die Premiere, die gleichzeitig das 20-jährige Bestehen der Truppe feiert.



„GRAÇA UND IHRE FAMILIE. Als ich sie zum ersten Mal traf und mit ihr zu arbeiten anfang, war sie 19, vielleicht 20. Und JETZT SEHE ICH SIE mit ihrer Familie. Sie ist so gereift, und das zeigt sich in IHREN LEISTUNGEN auf der Bühne. . . .“ Henning Mankell

läum des Theaters habe er bewusst ein Stück mit rein weiblicher Besetzung verfasst: „Wir können nichts in Afrika ändern, solange wir nicht die Situation der Frauen verbessern.“

Mankell wird unerwartet gesprächig, wenn es um Zustände geht, die verändert werden müssen. Mit dem öffentlichen Interesse an seiner Person macht er nur dann seinen Frieden, wenn er es für sein Engagement gegen Aids oder Analphabetismus einsetzen kann – oder, wie mit seinem Stück, auf das Schicksal von Frauen in Afrika hinweist.

Graça spielt die älteste der drei Frauen. Sie trägt das traditionelle mosambikanische Tuch, den Capulana, als Zeichen ihrer ländlichen Herkunft um die Hüften geschlungen. Yolanda mit ihrem sanften Madonnengesicht stellt die mittlere Schwester dar, schwanger von ihrem Ehemann, den sie gerade verlassen hat, weil er vor ihr eine zweite Familie verbarg. Die jüngste spielt Isabel als Verführerin, die in Highheels hüftschwingend über die Bretter klackert, das Handy stets im Ausschritt, weil jeden Moment einer ihrer ausländischen Verehrer anrufen könnte.

Die drei Frauen stellen manchmal Szenen aus ihrer Kindheit nach: Sie tänzeln kichernd als kleine Mädchen über die Bühne („Und was wirst du, wenn du groß bist?“ – „Ein Junge, und ich werde viele Kinder mit vielen verschiedenen Frauen haben!“). Oder sie ahmen breitbeinig die Kerle nach, die den

Frauen hinterpfeifen, imitieren, wie es wäre, wenn man zu allem Übel auch noch den eigenen Ehemann auf dem Kopf ins Café tragen müsste („Hier hast du Geld, ich hole dich nachher wieder ab“).

Die Schauspielerinnen twisten zu Elvis' „Blue Suede Shoes“ über die Bühne oder pfeffern ein Stück Abba in die Handlung. Am Ende tanzen sie sich frei von ihrer Vergangenheit, als ein Glamour-Trio in Glitzerkleidern namens „Noras Töchter“. Auf Shangana, der Landessprache der Region von Maputo, singen sie ironisch vom Kauf eines Büstenhalters, der das eingeschlafene Interesse des Ehemannes wecken soll.

Beim Finale klopft Henning Mankell den Takt mit, er strahlt – man sieht, wie die Energie auf der Bühne sich auf seinen sonst meist im Sitz zusammengesunkenen Körper überträgt. Er zückt seine Liste und geht mit den Schauspielerinnen mit halblauter Stimme die Punkte durch, die er notiert hat.

Mankell ist kein Theatermacher, der das Spiel unterbricht, seine Akteure Szenen mehrmals spielen lässt. Nie erhebt er seine Stimme: „Ich glaube nicht an Geschrei im Theater“, sagt er und wiederholt eindringlich den Frauen gegenüber sein „Mantra“, wie er es nennt: „Jede von euch ist ein Instrument in einem kleinen Orchester – ihr müsst immer auf die anderen hören, ohne Zuhören ist kein gutes Theater möglich.“

Graça nickt, Isabel wippt beim Zuhören nervös mit dem Fuß – bis Mankell einfach ihren Knöchel festhält.

Von seinen Darstellerinnen fordert er unbedingte Konzentration. Und effektivste Zeitnutzung. Nichts wird dem Zufall überlassen; die Armbanduhr immer im Blick, teilt Mankell die Proben in feste Einheiten ein: „Zehn Minuten!“ zum Entspannen, „30 Minuten!“ für die Tanzprobe. Als ob er gegen das Durcheinander ankämpfen wollte, mit dem der mosambikanische Alltag – Transportprobleme, Stromausfälle, Geldknappheit – die im Theatersaal aufrechtgehaltene Ordnung jederzeit zerstören könnte.

Das ständige Improvisieren ist der Motor, der seiner Meinung nach alle Beteiligten zur Kreativität zwingt: „Wenn man kein Geld hat, dann muss man seinen Einfallsreichtum bemühen. Ein armes Theater ist in gewisser Weise ein gutes Theater.“

Theaterdirektorin Manuela Soeiro betritt den Zuschauerraum. Mit einem Seufzer sinkt die 60-Jährige auf einen der roten Klappsitze, tauscht mit Mankell ein paar Sätze aus. Sie hält ihr Mobiltelefon fest wie ein Schwert, mit dem sie ständig für Sponsorengelder, Aufmerksamkeit und das Überleben des Theaters kämpft. Als Manuela Soeiro es gründete, richtete sie darin eine Bäckerei ein, mit der sie den Theaterbetrieb finanzierte. Eine Karte für die Vorstellung kostet umgerechnet 2,30 Euro – Geld, für das man auch neun Weißbrote kaufen kann.

Mittlerweile ist zu der Bäckerei ein kleines Café gekommen: vier Tische auf der Straße vor dem Theater, bedeckt mit bunten afrikanischen Tüchern. „Txapo Txapo“ (schnell, schnell) heißt es, doch niemand hier beachtet die drei Uhren im Verkaufsraum, von denen eine aus unerfindlichen Gründen die Zeit im Irak anzeigt. Auf der fünfspurigen Avenida 25 de Setembro donnern Lastwagen voller Menschen vorbei, Händler verkaufen geschnitzte Figuren, manchmal zeigt sich eine Gruppe von Straßenkindern, man sieht auch Geschäftsleute in Anzügen, das Mobiltelefon am Ohr. Bei Anbruch der Nacht ist dies einer der gefährlichsten Orte von Maputo.

Während Graça auf ihr Taxi wartet, begrüßt sie im Café den männlichen Star der Truppe, Adelino Branquinho, der als Beleuchter angefangen hat und jetzt der bekannteste Schauspieler von Mosambik ist. „Die Männer haben es viel leichter“, sagt sie. „Eine Frau auf der Bühne wird immer noch auf eine Stufe mit einer Prostituierten gesetzt.“ Besonders begeistert sei ihr Ehemann

auch nicht von ihrem Beruf, „aber die Männer aller Schauspielerinnen sind hier unter großem Druck: Ständig bekommen sie von ihrer Familie und ihren Freunden zu hören: ‚Wie kannst du deine Frau so lange unbeaufsichtigt lassen?‘“ Denn manchmal kommen zu der Arbeit im Theater noch Tourneen oder Auslands-Engagements.

Auch Graça stand bereits monatelang in Österreich, Schweden und Deutschland auf der Bühne. Ihre drei Kinder im Alter von 15, neun und drei Jahren hat sie jedes Mal zwischen ihren Engagements bekommen, „nach der Geburt war ich innerhalb von 14 Tagen wieder im Theater“. Graça lacht fröhlich und wuschelt in ihren Locken. Ihr Lieblingsausdruck ist: „Kein Problem!“

Henning Mankell kommt aus dem Theater, er berührt im Vorbeigehen ihre Schulter und flüstert ihr etwas ins Ohr. Sie lächelt und nickt. Ein kleiner Moment großer Intimität zwischen Schauspielerin und Regisseur, der, wie sie sagt, über die Jahre zum Familienmitglied geworden ist. Was er geflüstert hat? „Ich soll immer schön die Wahrheit sagen“, verrät sie vergnügt und erzählt, dass ihre Truppe den Ruf habe, eher intellektuelles, „weißes“ Theater zu machen. Auch wenn ihr Publikum aus allen Schichten der Bevölkerung stamme, „wenn die Leute ihre Sorgen vergessen wollen, dann schauen sie sich lieber Komödien an“. Die werden in Maputos zweitem, volkstümlicherem Theater gegeben, vor stets vollem Haus.

Tatsächlich sind viele Weiße in der Menge, die sich am nächsten Abend vor der Premiere am Theatereingang drängelt. Bot-

schafter, Mitarbeiter von Hilfsorganisationen, Journalisten; auch Mankells Ehefrau Eva Bergman ist aus Schweden gekommen. Die kleine blonde Frau begrüßt aufgeregt alte Bekannte, sie ist sehr gespannt auf das neue Stück ihres Mannes, der gerade mit ernster Miene im Foyer steht und mit Manuela Soeiro die Gäste willkommen heißt.

Hinter der Bühne herrscht konzentrierte Ruhe, nur die zur Feier des Tages eingeschaltete altersschwache Klimaanlage

*„Ich muss NICHT
VIELE WORTE
machen, damit Graça
versteht, was ich meine.
Wir haben so oft, bei
so vielen Produktionen
gemeinsam gearbeitet.
Und IMMER mit
Freude und Aufregung“*

Henning Mankell



dröhnt. Am Nachmittag waren die drei Frauen zum letzten Mal zusammengekommen, um ohne den prüfenden Blick ihres Regisseurs den Text durchzugehen. Wie Pfeile, die von der Bogensehne schnellen, waren sie über die Bühne gerast, den Text im dreifachen Sprechtempo deklamierend. Während im Theater „Noras Töchter“ als Mickymaus-Version ablief, hatte Mankell sich von seinem Fahrer ins Hotel fahren lassen, um sein ewiges blaues Hemd gegen ein ungewohntes Jackett auszutauschen.

Kurz vor dem Auftritt warnt er die Schauspielerinnen: „Das ist nicht das Publikum, das ihr sonst kennt. Viele verstehen kein Portugiesisch, vielleicht werden sie nicht auf euch reagieren.“

Doch Henning Mankells Befürchtungen bleiben unbegründet. Im Saal sitzen viele Freunde, Verwandte, Kinder, Schauspieler, die vom ersten Satz an die anderen Zuschauer mit ihrer Begeisterung mitreißen. Aus der dritten Reihe schallt das Lachen von Adelino Branquinho, der seine Kolleginnen auf der Bühne immer wieder laut anfeuert, während der Musikeinlagen wippt schließlich das ganze Publikum im Takt.

Beim Schlussapplaus stehen sie dann alle gemeinsam auf der Bühne: der Autor und Regisseur, Intendantin und Besetzung. Glückliche und erschöpfte drücken die Schauspielerinnen ihre Blumensträuße an sich und verneigen sich. Auch das hatten sie zuvor mit Mankell geprobt. Der blinzelt ins helle Scheinwerferlicht.

Einen Augenblick nur, dann ist er wieder hinter den Kulissen verschwunden. ▶

Die Last auf dem Kopf – für Mankell Sinnbild harter Frauenarbeit und auch Sinnbild des fehlenden politischen Einflusses

Henning Mankell kämpft für die Rechte der Frauen in Afrika. Warum, erklärt er in seinem Essay – exklusiv für BRIGITTE

„Ich bin FEMINIST“

Eine Momentaufnahme, die ich nie vergessen habe: Es war vor einigen Jahren in einem kleinen Dorf in Boane, nicht weit entfernt von Maputo, der Hauptstadt von Mosambik. Ich sah dort eine etwa 30-jährige Frau auf der trockenen Erde knien. Es war sehr heiß. Zwei kräftige Männer hoben mit gemeinsamer Anstrengung einen 50-Kilo-Sack Zement auf den Kopf der Frau. Dann richtete sie sich auf und schwankte mit ihrer enormen Last davon.

Ich war entrüstet und fragte die Männer, ob sie sich nicht den Rücken ruinieren. Einer der Männer entgegnete stolz: „Da besteht keine Gefahr. Unsere Frauen sind stark.“ Er war freundlich. Ich sah nichts Böses an ihm. Er wusste es einfach nicht besser. Natürlich hätte ich auch eine andere Frage stellen sollen: „Warum tragen Sie den Sack nicht selbst?“ Doch weil ich die Frage nicht stellte, wurde sie nicht beantwortet.

Ich sah die Frau mit ihrer Last auf dem Kopf im Sonnenflimmern davonschwanken. In zehn Jahren würde ihr Rücken kaputt sein. Ich weiß nicht, wer sie war oder wie sie hieß. Sie war eine dieser zahllosen anonymen afrikanischen Frauen, die ihre schweren Lasten auf den Köpfen tragen. Man kann sich natürlich auch eine Fortsetzung dieser Geschichte vorstellen. Wofür sollte der Zement verwendet werden? Wahrscheinlich für einen Hausbau. Es gibt viele Gründe zu glauben, dass die Frau, die den schweren Sack trug, mit ihrer Arbeit in der Landwirtschaft und dem Verkauf von Gemüse auf einem Markt dafür bezahlt

hatte. Natürlich hatte sie einen Mann und Kinder. Jetzt sollte der Zement dazu verwendet werden, ein besseres Haus zu bauen oder das Haus ein wenig zu vergrößern.

An all dem gibt es nichts auszusetzen – abgesehen davon, dass sie den Zementsack auf dem Kopf trug. Doch es ist noch eine weitere Fortsetzung denkbar. Einige Jahre, nachdem die Frau den Zementsack getragen hat und das Haus fertig ist, findet ihr Mann eine andere Frau. Obwohl die Zementträgerin das Haus mitbezahlt hat, wirft er sie hinaus, vielleicht auch die Kinder, denn er will mit seiner neuen Frau in dem Haus wohnen. Obwohl es inzwischen in Mosambik eine Familiengesetzgebung gibt, die den Frauen größere Rechte einräumt, ist es schwer, das neue Recht in die Praxis umzusetzen. Es fehlt an ausgebildeten Richtern und Rechtspflegern, es fehlt eine gesellschaftliche Kraft, um dem Gesetz Geltung zu verschaffen.

Es ist eine düstere Geschichte, die ich hier erzähle. Aber sie ist wahr. Eins der größten Probleme auf dem afrikanischen Kontinent ist das Ungleichgewicht zwischen der großen Verantwortung der Frauen für die landwirtschaftliche Produktion und die Familie und ihrem mangelnden Einfluss auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet. Trotz großer Anstrengungen in vielen afrikanischen Ländern, die Situation der Frauen zu verbessern, bleibt dies die größte Herausforderung.

Manchmal, wenn ich in Europa bin, wundere ich mich über die feministischen

Organisationen und ihre Arbeit. Natürlich sehe ich ein, dass es noch unendlich viel zu tun gibt, bevor allerlei Arten von Benachteiligungen für Frauen und Privilegien für Männer ganz verschwunden sind. Doch manchmal frage ich mich, ob europäische Feministinnen im Namen der Solidarität nicht ihren bedrängten Schwestern auf dem afrikanischen Kontinent ein wenig mehr Zeit widmen sollten.

Wie können wir an eine bessere Zukunft für uns selbst glauben, wenn wir nicht gleichzeitig etwas dafür tun, die Lebensverhältnisse der Menschen – in diesem Fall der Frauen – auf anderen Kontinenten zu verbessern? Ich sehe die Frau mit dem Zementsack vor mir und denke, dass ich ein Teil der Kraft zu sein versuche, die ihr helfen kann, ihre Last zu verringern. Ich tue dies als Mann, der sich als Feminist versteht, weil ich glaube, dass die Welt sich in eine Richtung bewegen muss, in der der Einfluss der Frauen ihrer Verantwortung entspricht.

Der erste Schritt ist selbstverständlich. Ich bin Schriftsteller. Meine Tätigkeit baut darauf auf, dass es Menschen gibt, die lesen, was ich schreibe. In einem Land wie Mosambik sind geschätzte 60 Prozent der Bevölkerung Analphabeten.

Noch gravierender erscheint dieser Befund, wenn man weiß, dass vor allem viele Mädchen aus unterschiedlichen Gründen keine Schule besuchen. Einer besteht darin, dass sie sich um ihre Geschwister kümmern müssen, weil ihre Eltern an Aids gestorben oder schwer krank sind. Also der Kampf gegen den Analphabetismus. Wenn wir es wirklich wollten, wäre er längst ausgerottet. Wir haben die Mittel, jedem jungen Menschen ein ABC-Buch in die Hand zu geben. Aus Lesen entsteht Wissen, und Vorurteile über die Ungleichheit der Geschlechter können abgebaut werden.

Der zweite Schritt bestände darin, Organisationsformen zu entwickeln, die Frauen in armen Ländern die Möglichkeit geben,

kleine und billige Kredite aufzunehmen, um beispielsweise einen Esel und einen Wagen zu kaufen, damit sie mehr Gemüse auf den Markt bringen können. Heute ist es für eine Frau nahezu unmöglich, einen kleinen Kredit zu bekommen. Schon weil die Sicherheit, die sie bieten kann, das Haus, das sie mitgebaut hat, formell ihrem Mann gehört.

Hier schließt sich der Teufelskreis.

Wir sind wieder bei dem Zementsack, bei dem Haus, das die Frau gebaut hat. Bei dem Haus, das sie nicht als Sicherheit verwenden kann für einen Kredit, der sowohl ihr und ihrer Familie als auch dem ganzen Land eine bessere Zukunft ermöglichen könnte.

Wir haben alle Möglichkeiten der Welt, den afrikanischen Frauen ihre Lasten zu erleichtern. Wir müssen es tun. Auch um unserer selbst willen. □

Am 3. Februar erscheint auf Deutsch Henning Mankells Afrika-Erzählung „Die flüsternden Seelen“ (Ü: Verena Reichel, 256. S., 21,50 Euro, Zsolnay)

Aus dem Schwedischen übertragen von Wolfgang Blütt